

Die religiöse Feierkultur als Basis der öffentlichen Kirche. Replik auf Thomas Schlag

Ralph Kunz

Die liturgische Dimension der öffentlichen Kirche

Thomas Schlags Argumente für eine öffentliche Kirche leuchten mir alle ein. Mir fällt aber auf, dass weder der Begriff «Gottesdienst» noch der Begriff «Liturgie» im Beitrag von Schlag auftauchen. Wenn von den Grundaufgaben der Kirche die Rede ist, werden «Bildung, Verkündigung, Seelsorge und Diakonie als eminent öffentliche Aufgaben» erwähnt. Natürlich denkt Schlag bei Verkündigung auch an den Gottesdienst. Schliesslich geht es ihm ja auch um «eine Kommunikation des Evangeliums, die sich aber nicht nur in sprachlicher, sondern in erfahrungsorientierter Anschaulichkeit der evangelischen Botschaft manifestiert». Aber diese Hinweise auf den Gottesdienst sind sehr knapp und allgemein.

Wenn ich in meiner Replik etwas andere Akzente setze, geht es mir also um die Dimension der Liturgie im Diskurs über öffentliche Kirche und Theologie. Wenn Kirche bereit sein soll, «notwendige Gegenöffentlichkeiten gegen die etablierten Öffentlichkeiten herzustellen und wirkmächtig zu etablieren» und wenn die Kirche *ihre* Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten im öffentlichen Raum wahrnimmt, wäre doch zu erwarten, dass der Gottesdienst mehr Aufmerksamkeit bekommt. Das ist nicht der Fall und insofern erstaunlich, als das Gespräch über den öffentlichen Auftritt der Kirche sehr eng mit der *leitourgía* verbunden ist.

Leitourgía

Wenn Ernst Lange behauptet, man missverstehe das Christentum und leite die Reform der Kirche auf eine falsche Fährte, wenn man meint, es gäbe eine auf Dauer wirksame Präsenz des Christlichen in der Welt an der Liturgie vorbei, spricht er bewusst von Liturgie.¹ Es ist kein Zufall, dass in der Septuaginta für den Gottesdienst im Tempel dieser Begriff verwendet wird. Im ausserbiblischen Sprachgebrauch ist mit *leitourgía* der Dienst für das Gemeinwesen gemeint. Der öffentliche Gottesdienst ist per definitionem eine «mit Feierlichkeit umgebene Dienstleistung zugunsten der Gesamtheit».² Dass diese Dienstleistung mit dem Opferkult verbunden war, macht freilich auf die Gründe aufmerksam, warum die

- 1 Vgl. Ernst Lange, Was nützt uns der Gottesdienst?, in: ders., Predigen als Beruf, Aufsätze hgg. von Rüdiger Schloz, Stuttgart 21982, 83–95, hier 84.
- 2 Strattmann, Art. Leitourgía, in: ThWNT Bd. IV, Stuttgart/Berlin/Köln 1990, 221–229, 229.

leitourgía im Diskurs über die öffentliche Kirche heute so wenig beachtet wird. In der antiken Verwendung zeigt sich eine *vormoderne* Verbindung von Politik und Religion. Das Gespräch über die öffentliche Kirche in der (Post-)Moderne steht unter dem Vorzeichen des Auseinandertretens von Religion und Politik. Die soziologische Analyse bietet allerdings nur eine Erklärung dafür, warum der Gottesdienst nicht mehr von allen als eine Dienstleistung zugunsten der Gesamtheit betrachtet wird. Sie erklärt nicht, warum die religiöse Institution Kirche ihrer Liturgie nicht mehr Öffentlichkeit zutraut.

Zu Recht weist Schlag darauf hin, dass es sich lohnt, genauer zu beobachten, wie die öffentliche Deutungsmacht der Kirche in *neue Bahnen* gelenkt werden kann und wo sie auf *neue Gestaltungsformen* angewiesen ist. Die Mitgestaltung und Mitverantwortung der Kirche für das öffentliche Leben ist Teil ihres Wesens, und die Kirche kommuniziert über Medien, Erwachsenenbildung oder Verlautbarungen auf anderen Kanälen. Genauso wichtig scheint es mir aber, dass Kirche auch in ihren überlieferten Kommunikationsgefässen an der Weiterentwicklung gesellschaftlicher Sinnmuster arbeitet. Vor allem dann, wenn das Selbstverständnis der Institution so eng mit dieser Kommunikation verknüpft ist. Darum muss der *Gottesdienst als zentrale Form der Mitteilung* noch einmal vehementer ins Blickfeld der Diskussion über die öffentliche Kirche gerückt werden.

Für eine erhöhte Aufmerksamkeit spricht, dass in der Erinnerung an die heilsverbürgenden Geschichten die religiöse Institution ihren Anspruch, die Polis mitzugestalten und demokratisch mitzuverantworten, legitimiert. Anders gesagt: die Kirche begründet ihre Präsenz im öffentlichen Gespräch religiös. In der Debatte kreist die Art und Weise der kirchlichen Partizipation um die Frage, ob und wie die Kirche ihr «Wächteramt» wahrnehmen kann. Ich bin auch der Meinung, dass eine seriöse theologische Reflexion der theologischen Grundlagen eines solchen Auftretens ansteht, fürchte aber, dass ihr die Grundlage fehlt, wenn sie die Orientierungsfunktion des Gottesdienstes ausblendet oder stark verkürzt.

Kirche im Bann des Öffentlichkeitsverlusts

Eine verkürzte Wahrnehmung des Gottesdienstes will ich Thomas Schlag schon deshalb nicht unterstellen, weil sein Beitrag in eine andere Richtung zielt und er meinen ergänzenden Akzentuierungen sicher zustimmt. Ich beziehe mich hier auf eine grössere, etwas nebulöse Diskursgemeinschaft – auf eine Art *Stimmung* in den Stimmen, die von der öffentlichen Kirche sprechen. Sie meine ich, wenn ich behaupte, dass die grundlegende *Bedeutung der religiösen Feier* als kollektiver Anlass der Sinnvergewisserung vergessen oder vernachlässigt wird.

Natürlich ist das ein weites Feld.³ Wenn hier abgekürzt von der religiösen Feier die Rede ist, will ich mich meinerseits nicht einer verkürzten Sicht des Gottesdienstes schuldig machen! Ich verwende den allgemeinen Begriff, um deutlich zu machen, dass es beim Thema Liturgie nicht nur um den Sonntagsgottesdienst geht, sondern um eine vielschichtige und facettenreiche Feierkultur. Es bleibt in meiner kurzen Replik beim Appell, dass eine seriöse theologische Reflexion der Grundlagen des öffentlichen Auftritts der Kirche die Liturgie stärker beachten muss.

Ich fürchte, die Geringschätzung der eigenen Feierkultur führt dazu, dass sich die Kirche dem Bann des Öffentlichkeitsverlusts nicht entziehen kann und diesen Bann im Modus einer Art *Selbstsäkularisierung* sogar noch verstärkt. Das sehen nicht alle so. Einige Beobachter fürchten eher eine Kirche, die sich darauf versteift, gottesdienstlich zu kommunizieren, und meinen, bei ihr eine *kulturelle Selbstghettoisierung* ausmachen zu können. Darunter ist mit Hermann Lübbe «die Entbindung religiöser Orientierung von den Regeln, die die Einheit der Vernunft definieren»⁴ zu verstehen. Eine Organisation, die sich nicht nach *common sense* und *mainstream* richtet, wird nicht verstanden. Der Soziologe Roland Campiche hat dafür die Formel von der «Unleserlichkeit der Kirche»⁵ geprägt. Im Schlusskapitel von «Zwei Gesichter der Religion» spricht er von der Dualisierung der Religion in einen institutionellen und universalen Pol.⁶ Die konstatierte *Deinstitutionalisierung* der Religion bedeutet demnach eine Schwächung der traditionellen Religiosität bei gleichzeitiger Verlagerung auf den universalen Pol. Die Dynamiken der Moderne, die Mobilisierung, Urbanisierung, Medialisierung und Technisierung, wirken sich nicht nur negativ auf das religiöse Leben aus. Die sogenannte universale Religion ist zwar weniger greifbar hinsichtlich der Einstellung und weniger fassbar hinsichtlich des Verhaltens, aber es löst sich auch nicht alles in esoterischen Nebel auf. Vielmehr gehört es weiterhin zur «helvetischen Eigenart» der religiösen Orientierung, sich auf das Christentum als *Referenzreligion* zu beziehen. Insofern trifft von religionssoziologischer Warte betrachtet die Aussage zu, dass die Schweiz ein Land mit christlicher Prägung ist, freilich mit dem Zusatz, dass sich das konfessionelle Bewusstsein verwischt, Institutionen *unleserlich* geworden und für das religiöse Leben der meisten Menschen nur punktuell von Belang sind.

3 Vgl. dazu Michael Meyer-Blanck, Leitende Kategorien: Mitteilung und Darstellung des Evangeliums, in: ders., Gottesdienstlehre, Tübingen 2011, 25–40

4 Hermann Lübbe, Religion nach der Aufklärung, München 2004, 249.

5 Vgl. Roland J. Campiche u. a. (Hg.), Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung, Zürich 2004, 280. Campiche nimmt Bezug auf Danièle Hervieu-Léger, *Catholicisme. La fin d'un monde*, Paris 2003, 310f.

6 A.a.O., 276–286.

Die öffentliche Wahrnehmung der institutionellen Religion wiederum lässt sich in verschiedene Sphären aufgliedern. *Die* Öffentlichkeit gibt es so wenig wie *die* Kultur oder *die* Gesellschaft. Der Befund lässt sich dahingehend differenzieren, dass vor allem die Evangelischen an einer zunehmenden institutionellen Unleserlichkeit leiden. In seinem Beitrag stösst Thomas Schlag ins selbe Horn. Er spricht nicht von der Unleserlichkeit, sondern genereller vom «Verlust der öffentlichen Orientierungsfunktion». Orientierungsleistung traue man der Kirche nicht mehr zu. Das ist gewiss nicht abzustreiten. Ich frage mich aber, wer mit «man» gemeint, von welcher Orientierungsleistung die Rede ist und *wie* die Kirche diese öffentliche Orientierungsfunktion wahrnehmen soll. Meine Antwort: Wenn man danach fragt, wie die Kirche zwischen Individuum und Gesellschaft vermittelnd eintreten und wie sie zu den öffentlichen, lokalen wie globalen Debatten Wesentliches und Lebensdienliches beitragen kann, *muss* man selbstbewusster vom Gottesdienst reden.⁷

Und wenn ich «man» sage, denke ich in erster Linie an die Theologinnen und Theologen. Sie haben den Auftrag, die Botschaft des Evangeliums an die Öffentlichkeit zu tragen, weil das Evangelium an alle Welt geht und nicht bloss ein Spezialprogramm für ein Kirchenpublikum ist. Diesen Anspruch erhebt nicht nur die Rede im Gottesdienst, sondern auch das Reden über den Gottesdienst. Wenn aber Theologen und Theologinnen ständig zu Protokoll geben, dass man der Kirche und die Kirche sich selbst keinen relevanten Beitrag zum öffentlichen Diskurs mehr zutraut, hat das Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Liturgie.

Und das halte ich für symptomatisch. Mir fällt auf, dass vor allem Theologen dazu neigen, den *Anspruch*, die Öffentlichkeit mit dem Evangelium zu erreichen, mit der *Klage* des Verlusts an Einfluss oder dem Versagen der traditionellen Medien zu verknüpfen. Es scheint fast so, als werde Prophetie heute so praktiziert: als innerkirchliche Larmoyanz. Sie bildet das Gegenstück zu dem, was sich Nichttheologen an kirchenkritischer Häme, die beinahe reflexartig Kirche mit Machtverlust oder Machtmissbrauch in Verbindung bringt, leisten. Mit anderen Worten: Der «Kirchendiskurs» in der medialen Öffentlichkeit geht auch, wenn sich Theologinnen oder Theologen zu Wort melden, selten in die Tiefe und bleibt nur zu oft an der Oberfläche. Was hängen bleibt sind die Schlagzeilen von «Protestanten im Sinkflug» oder das Mantra von der ärmer, kleiner und älter werdenden Kirche. Nun könnte ich in dieser Tonlage fortfahren und mich über uns Theologen und unsere Jammerlust beklagen. Um so nur immer tiefer in den Sog der selbsterfüllenden Prophetie zu geraten. Wenn ich die Sucht zu klagen kritisiere, kommt doch nur jedes Wort wie ein Bumerang zurück zu mir. Mir ist auch bewusst, dass Schönreden nicht weniger problematisch ist.

7 Vgl. Bernd Wannenwetsch, *Gottesdienst als Lebensform – Ethik für Christenbürger*, Stuttgart 1997, 216–220; 242–246.

Die religiöse Öffnung der Öffentlichkeit

Damit sind wir mitten in der Debatte, *wie* sich die Kirche in der medialen Öffentlichkeit als Öffentlichkeit selber präsentiert. Dass sich weder Anklage noch Verteidigung noch Besserwisserie noch Duckmäsertum oder Anbiederei als Kommunikationsstrategie empfehlen, liegt auf der Hand. Wie man von sich reden macht, will gelernt sein. Das ist relevant, aber nicht nur für uns, sondern auch für politische Parteien, Umweltverbände, Firmen und andere Akteure in der Zivilgesellschaft. Also kann man den Kirchen nur wünschen, dass auch sie den professionellen Auftritt in diversen Öffentlichkeiten möglichst gut beherrschen.

Die spezifisch kirchliche Gabe wie Aufgabe besteht jedoch darin, den Begriff des Öffentlichen religiös zu weiten und die Aufmerksamkeit auf Differentes zu lenken. Wenn unser Gespräch über die öffentliche Kirche nicht in den Strudel von Verlustklagen, Selbstverteidigung und Selbstbespiegelung geraten soll, wird die inhaltliche Bestimmung dieser Differenz bedeutsam. Vertreter der *public church*, die auf politische Theologie, Ethik und Ethos fixiert sind, müssen sich darum die Frage gefallen lassen, warum es im Wahrheits- und Gerechtigkeitsdiskurs überhaupt kirchliche Stellungnahmen braucht, wenn WWF, Greenpeace oder Amnesty International dasselbe sagen. Um komplizierte(re) Predigten zu halten? Das kann ja wohl nicht sein.

Wenn wir sagen, warum die Stimme der Kirchen gehört werden soll, müssen wir sagen, was *der Gottesdienst nützt*. Mit dieser wunderbar anstössigen Formel bringt Ernst Lange auf den Punkt, warum die Feier unverzichtbar und zugleich mehr als nötig ist.⁸ Thetisch und pathetisch gesagt: Weil durch den Gottesdienst der Kirche die Erinnerung an den Anbruch des Reiches Gottes wachgehalten wird. Weil in der Vergegenwärtigung der Hoffnung ein Zeitraum eröffnet wird, in dem spielerisch präsentiert und symbolisch kommuniziert *ganz anderes* gelten soll, als in der Welt oder Gesellschaft gilt, und deshalb auch ein anderer Zeitraum aufgetan wird. In dieser anderen Zeit und in diesem anderen Raum eröffnet sich etwas Neues, weil Gott angerufen wird.⁹ Anders gesagt: Gottesdienst erschliesst als einzigartiger Erfahrungsraum auch eine Öffentlichkeit *sui generis*, wie sie in der Urkunde des Glaubens als Kairos angesagt wird.¹⁰ Eine Theologie, die nach dem Fundament der Kirche fragt, wird deshalb auf der Basis der Unterscheidung von *Kairos* und *Chronos* eine Öffentlichkeit nicht mit der anderen vermengen, aber auch nicht voneinander strikte trennen. Darum ist der Gottes-

8 Eine Würdigung von Ernst Langes Sicht (Anm. 1) findet sich bei Alexander Deeg, *Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik*, Göttingen 2012, 169.

9 Ausführlicher in: Ralph Kunz, *Christliches Fest und kulturelle Identität in der Schweiz – ein reformierter Kommentar*, in: Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg (Hg.), *Münster* 2012, 133–153.

10 Vgl. dazu Wannewetsch (s. Anm. 7), 268–274.

dienst für die Kirche so zentral. Weil die Kirche *nicht* über diese sich eröffnende Öffentlichkeit verfügt. Sie gehört ihr nicht, aber sie ruft sie stellvertretend an. Sie entdeckt in ihr und begründet mit ihr das Interesse der Kirche am Wohle der Polis, was Kritik an ihrer Eigenmächtigkeit ausdrücklich einschliesst.

Eben darum soll keine Organisation, ohne dass sie dazu den Auftrag hätte, öffentlich Gott anrufen. Aber woher nimmt ein Staat die Kriterien, um Kirchen von Sekten zu unterscheiden und diesen – von der Warte des neutralen Beobachters aus betrachtet – selber erteilten Auftrag auf seine Legitimation hin zu beurteilen? Aufgrund welcher Weisheit wollen Politiker ermessen, welchen religiösen Institutionen sie das Recht einräumen, den öffentlichen Raum mit Glockengeläut zu beschallen und in staatlichen Medien Sendezeit zu beanspruchen? Hier nur auf das Ethos zu verweisen, ohne das Pathos zu bezeugen, das sich in den grundlegenden Geschichten erschliesst und dem sich der Gottesdienst verdankt, griffe zu kurz und liesse das Wichtigste aus. Eindrücklich wird die gottesdienstliche Erfahrung als festliche Unterbrechung des Alltags doch gerade darum, weil es in ihr um die Gerechtigkeit für die Welt *und* die Rechtfertigung der Sünder geht. Das soll nicht vertauscht werden. Es geht im Gottesdienst nicht um die Rechtfertigung der Welt, sondern um die Versöhnung Gottes mit ihr und es geht nicht um die Gerechtigkeit des Sünders, sondern um das barmherzige Gericht, das allem menschlichen Dichten und Trachten ein gnädiges Ende bereiten wird. Darum wäre es fatal, den Gottesdienst auf ein Ritual der individuellen und institutionellen Selbsterhaltung zu reduzieren.

Darum ruft die Kirche Gott an: um allen die Leviten zu lesen. Aber sie mahnt nicht nur, Gottes Gebote zu halten (Lev 19,18), sie ruft Gott auch an, der seine Sonne über Guten und Bösen aufgehen lässt (Mt 5,45). Das Anrufen der Gnade Gottes lässt sich nicht vom Aufruf zur Heiligung trennen.¹¹ Mit Blick auf den Gottesdienst gesagt, ist jedes Wort, das die Christengemeinde als Bürgergemeinde in die Pflicht nimmt, immer auch Fürbitte und Segen für die Welt.

Die Kirche – ein Segen

Was heisst das für die öffentliche Wahrnehmung der Kirche? Es heisst, dass ihre öffentlich-rechtliche Anerkennung sich nicht von dem trennen lässt, was in der Diskussion um berechnete und unberechnete Ansprüche auf Steuergelder «kulturelle Zwecke» heisst. Dass bei der Verteidigung der Steuern der juristischen Personen die Argumentation gerade umgekehrt läuft, hindert mich nicht daran, zu

¹¹ Dazu Dietrich Bonhoeffer, Nachfolge, München 1964,124: «Es ist aber nicht nur die irdische Sonne und der irdische Regen, die über Gute und Böse gehen, sondern es ist auch die ›Sonne der Gerechtigkeit‹, Jesus Christus selbst, und der Regen des göttlichen Wortes, der die Gnade des Vaters im Himmel über die Sünder offenbart.»

behaupten, dass der Kirche nur so lange rechtliche Privilegien vor anderen religiösen Institutionen zustehen, als sie einer Mehrheit der Bevölkerung als *seg nende Instanz* bekannt ist. Wie wird sie das?

Damit die Segenskraft der Kirche bekannt wird, muss sie öffentlich – das heisst als Liturgie – wirksam erlebt werden. Und dazu braucht es Anlässe. Wenn ich das innerreligiöse Motiv der sabbatlichen Feier einmal aussen vor lasse, werden andere Anlässe wichtig. Ich denke an Jubiläen, Geburtstage, Einweihungen, Berufungen, Graduierungen, Gedenktage und – in der Schweiz selten – Krönungen. Der Anlass kann traurig sein. Beerdigung von Prominenten wie z. B. dem 2012 verstorbenen bekannten Nationalrat Otto Ineichen oder dem Fernsehunterhalter Kurt Felix lassen sich als Beispiele anführen. Das *symbolische Kapital* des Gottesdienstes ist auch für die Bewältigung grösserer Katastrophen – ich denke an die Feiern nach dem Flugzeugabsturz in Halifax, dem Attentat in Luxor oder dem Amoklauf in Zug – nicht so leicht zu ersetzen. Es ist selbstverständlich und unbestritten, dass liturgische Grossanlässe von regionaler oder nationaler Bedeutung von den Kirchen verantwortet und durchgeführt werden, auch und gerade dann, wenn andere Religionsgemeinschaften sich beteiligen.

Natürlich gab und gibt es im Umgang mit diesem «Kapital» auch Fälle von Missbrauch. Der Staat wusste immer, sich der Macht von «Brot und Spielen» zu bedienen und Religion zu instrumentalisieren. Nur gilt in diesem wie in jedem Fall: *abusus non tollit usum*. Ich würde darum auch nicht zu schnell die kultische gegen die prophetische Dimension der öffentlichen Religion ausspielen. Ich halte es vielmehr für wichtig, dass die sinn- und gemeinschaftsbildende Kraft der symbolischen Kommunikation der Kirche nicht unterschlagen und vor allem nicht unterschätzt wird. Denn das Wächteramt der Kirche wird erst dann prophetisch wahrgenommen, wenn es sich auf die sinn- und gemeinschaftsbildende Kraft der symbolischen Kommunikation im Gottesdienst beziehen kann. Ansprüche und Anspielungen auf ein verpflichtendes Erbe sind auf das Spiel der Liturgie angewiesen, in dem das kulturelle Gedächtnis aufgeführt und glaubwürdig gepflegt wird. Das Potenzial der *Synergie* sollte nicht unterschlagen und vor allem nicht unterschätzt werden.

Man kann natürlich einwenden, dass die postchristliche Gesellschaft keine *kirchliche* Feier- und Festgemeinschaft mehr braucht und will. Typischerweise entzündet sich die Debatte nicht bei kollektiven Trauergottesdiensten. Für einige Zeitgenossen gehen die Gesetze, die Ruhe- und Feiertage schützen, zu weit. Es ist ihnen zu ruhig. Sie wollen an Pfingsten ins Kino. Andere gehen gerichtlich gegen das Glockengeläut vor. Es ist ihnen zu lärmig. Sie wollen in Ruhe schlafen. Wiederum andere halten Gipfelkreuze für eine Verschandelung der Alpenwelt. Sie wehren sich für unverstellte Natur. Die Liste lässt sich erweitern. Man muss die Reibereien zwischen Einzelnen, Gruppen und Gesamtwohl als Symptome einer zunehmenden Partikularisierung von Interessen in der Zivilgesellschaft ernst

nehmen. Man soll sie aber nicht überschätzen. Interessanterweise zeigt sich in der medialen Bewirtschaftung dieser Konflikte eine Tendenz, trotz allgemeinem Kirchenblues die Tradition in Schutz zu nehmen. Es ist sicher kein Zufall, geht es dabei doch um die symbolische Präsenz, die im Umfeld der Feierkultur angesiedelt ist.

O du selige Weihnachtszeit – ein Fallbeispiel

Ein Beispiel soll Licht auf die Sensibilitäten in der Diskussion rund um religiöse Feste im öffentlichen Raum werfen. Die kirchlichen Festzeiten bieten eine kulturell breit verankerte, jährlich wiederkehrende Gelegenheit, das Evangelium zu kommunizieren.¹² Rechtzeitig vor Weihnachten 2008 provozierte der BLICK seine Leserschaft mit der Behauptung, dass einige Lehrpersonen dafür plädierten, an öffentlichen Schulen keine Weihnachtsfeier mehr stattfinden zu lassen. Im Artikel wurde auf Schulhäuser verwiesen, die aus Rücksicht auf muslimische Kinder auf den Christbaum verzichteten oder statt Weihnachtsfeiern nur noch *Baumfeiern* abhielten. Einzelne Schulleiter und Vertreter der Lehrerverbände widersprachen daraufhin heftig, bestritten aber zugleich den *religiösen Charakter von Weihnachtsfeiern*. Weihnachten sei ein Brauch. Die Debatte kreiste um die Frage, wie christlich öffentliche Schule sein dürfe und wo Kultur in Religion beziehungsweise Religion in Kultur übergehe.

Offensichtlich traf das Thema einen Nerv. Wo die Bruchlinien sind, liess sich bei einem Besuch auf den Foren der öffentlichen Diskussion leicht ausmachen. Blogger «schläppr» gab am 6. Dezember 2008 zu Protokoll: *«wiänachtä hät immä sekulärä staat widä schwiz ir schuäl nüüt velorä. weiss gar nöd was dä diskussion söll.»* Blogger «I. C. S.» erwiderte prompt und bekam von der Bloggergemeinde viel Support für seinen Blog: *«da gits für mich eigentlich kei diskussionsbedarf. das da isch immerno es christlichs land, also werded die christliche fäscht au gfiret. punkt. wenss öperem ned passt bruchter ja ned mitzmache oder? [...] suscht seleds im gägezug i ihrne länder mal de ramadan us de schuele verbanne.»*

Die zwei Blogger bringen die Brisanz der Kontroverse auf den Punkt. Entweder ist die Schweiz ein «säkularer Staat» oder sie ist «immer noch ein christliches Land». Natürlich ist der Frage nach der kulturellen Identität der Schweiz mit einer solchen Entweder-oder-Logik nicht beizukommen. Einerseits ist die moderne Schweiz ein politisches Gebilde, das sich wegen konfessioneller Konflikte eine *neutrale Verfassung* gegeben hat. Andererseits steigt im multikulturellen und multireligiösen Kontext der Gegenwart das Bedürfnis, eine *Leitkultur* zu identifizieren.

¹² Vgl. dazu Matthias Morgenroth, *Weihnachts-Christentum. Moderner Religiosität auf der Spur*, Gütersloh 2003.

zieren. Die Diskussion hat in Deutschland vor einigen Jahren hohe Wellen geschlagen.¹³ Heute taucht der Begriff in Werbetexten für christliche Bücher auf.¹⁴

Darum lasse ich mich auch auf die Äste hinaus, wenn ich in der Baumfeier-Debatte das Muster einer christlichen Leitkultur entdecke, die weniger im Religiösen wurzelt und wohl von der Islamphobie angesteckt war. Jedenfalls ist es evident, dass die Frage nach dem kulturellen Selbstverständnis in den letzten Jahren eine neue Dynamik bekommen hat, die je nach Anlass auch nach dem Christlichen fragen lässt. Dabei ging es und geht es nie nur ums Religiöse, Kulturelle oder Nationale, sondern um eine (zum Teil recht krude) Mischung dieser Dimensionen, die den gemeinsamen Nenner «christliche Schweiz» oder «christliches Europa» gefunden hat.

Kulturell vielfältig und christlich geprägt

Natürlich ist das nicht unproblematisch! Den unheimlichen Sogkräften einer heimatlichen Leitkultur müssen die Religionsgemeinschaften gemeinsam entgegenstehen. In einem Kommuniqué formulierte der Rat der Religionen – vertreten sind jüdische, islamische und christliche Glaubensgemeinschaften – im Zusammenhang mit der (Anti-)Minarettinitiative eine Stellungnahme, die anzeigt, dass es eine gemeinsame Basis dafür gibt:

«Die durch die Bundesverfassung garantierten Freiheitsrechte bilden das Fundament für ein friedliches und respektvolles Zusammenleben der Menschen verschiedener Religionen und Kulturen in der Schweiz. Alle haben in diesem Land das Recht, im Rahmen der öffentlichen Ordnung ihren Glauben sichtbar, frei und in Gemeinschaft zu leben [...] Die Schweiz zeichnet sich durch Vielfalt aus. Sie ist ein christlich geprägtes Land mit verschiedenen Kulturen, Konfessionen und Sprachen. Infolge der Globalisierung und der weltweiten Wanderungsbewegungen hat diese Vielfalt in der jüngeren Vergangenheit weiter zugenommen. Auch die religiöse Landschaft der Schweiz ist von diesen Veränderungen betroffen [...] Kulturelle Vielfalt kennt die Eidgenossenschaft schon lange. Sie ist Teil der Geschichte und Merkmal der schweizerischen Identität. Die Regeln und Ordnungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens haben die Menschen dieses Landes in einer langen gemeinsamen Geschichte errungen.»

Das Statement ist bemerkenswert, weil es die *religiöse* und *kulturelle Vielfalt* zum *Identitätsmerkmal* der Schweiz erklärt, ohne die *christliche Prägung* des Landes zu leugnen. Wenn man weiter fragt, wie diese Prägung zum Ausdruck kommt, wo sie sichtbar inszeniert und erlebt wird, kommen wir auf das, was ich oben die *Feierkultur* genannt habe. Gemeint sind nicht nur die hohen Feste des Kirchenkalenders, sondern neben den schon erwähnten Anlässen Feiertage wie z. B. der

13 Vgl. dazu Bassam Tibi, *Europa ohne Identität? Leitkultur oder Wertebeliebigkeit*, Berlin 2001.

14 Stephan Sigg, «Alle Christen sind ...» 50 Fragen zum Christentum, Mülheim an der Ruhr 2012.

Eidgenössische Dank-, Buss- und Betttag, die christliche Religion und Nation – durchaus mit kritischen Akzenten – verbinden. Gemeint sind auch 1.-August- und andere Cervelat-und-Feuer-Events, Festzelt-Gottesdienste wie Quartier-Feiern und natürlich auch Gedenkfeiern zu historischen Anlässen wie z. B. die Jahrzeitfeier in Sempach.¹⁵ Wenn wir diesen Reigen von Feiern im grösseren Zusammenhang der öffentlichen Kirche einordnen wollen, wofür ich plädiere, stellen sich neue Fragen. Gibt es auch Fälle von kultureller, nationaler oder heimatlicher Vereinnahmung des Christlichen? Wäre es nicht an der Zeit, dass die Moscheen den Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag mitfeiern können?

Ich komme zum Schluss und noch einmal zum Anfang zurück, wenn ich behaupte, dass die Kirchen keinen Grund zum Jammern haben. Solange «quasi-gläubige» Neutralitätsideologen nicht alles Christliche eingeebnet und zu einem zivilreligiösen Allerlei eingestampft haben, hat die Kirche noch Kredit. Um noch einmal die Weihnachtsbotschaft einzuspielen: Freuen soll sich die Christenheit, weil die *Welt* nicht verloren ging. Noch haben Theologen und Theologinnen die Chance, die religiöse Feierkultur zur Verkündigung des Evangeliums zu nutzen. Sie tun es, wenn sie dafür sorgen, dass jene (über die Kirche hinausreichende) Erinnerungsgemeinschaft erneuert wird, die von den grossen Verheissungen der jüdisch-christlichen Religion zehrt.

¹⁵ Die Jahrzeitfeier begeht seit über 600 Jahren den Schlachtsieg der Luzerner und ihrer Verbündeten gegen die Habsburger. <http://www.lu.ch/index/gedenkfeier-sempach> (19.12. 2012) Vgl. die Auseinander um Sinn und Unsinn solcher Feiern in der Tagespresse http://www.lu.ch/20120702_nlz_p22_fest-statt-feier-stoesst-auf-skepsis.pdf (19.12.2012).